

Ich ertrinke
in einem fliehenden See

**ANNA
MELIKOVA**

**ICH
ERTRINKE
IN EINEM
FLIEHENDEN
SEE**

Aus dem Russischen von
Christiane Pöhlmann

Von der Autorin
um deutschsprachige
Passagen ergänzte
Originalausgabe



Matthes & Seitz Berlin

Die Tatsachen hätten, als sie geschahen, die Wörter,
mit denen man sie später aufschreibt, gar nicht ertragen.

HERTA MÜLLER, *Der König verneigt sich und tötet*



Im Grunde ist meine Heimat nicht die Sprache [...],
sondern das, was gesprochen wird.

JORGE SEMPRÚN, *Federico Sánchez verabschiedet sich*



ich bin dein einziges buch.
du wirst dein ganzes leben lang ausschliesslich
ueber mich schreiben.

aus einer ihrer Mails

Ich habe dieses Buch in verschiedenen Zeiten meines Lebens auf Russisch, d. h. in meiner Muttersprache, geschrieben. Nach dem 24. Februar 2022 habe ich beschlossen, nicht mehr mit dieser Sprache zu arbeiten. Den Prolog habe ich von vornherein auf Deutsch verfasst. Der russische Text wurde von Christiane Pöhlmann ins Deutsche übersetzt, neben der inhaltlichen Überarbeitung der Übersetzung habe ich dem Roman neue deutsche Passagen hinzugefügt. Erschiene der Roman in seinen Originalsprachen, bestünde er aus einem Gewebe aus russischen, ukrainischen und deutschen Fragmenten. Die **ukrainische Sprache** ist im Roman markiert, die russische und die deutsche sind es nicht.

Anna Melikova, Berlin 2024

2007-2023

Prolog

31. Dezember 2022, abends. Meine Hände sind rotbeetig. Purpurrot. Sie riechen nach Fisch. Unter meinen hellgrau lackierten Fingernägeln ziehe ich feine Gräten hervor. Hering im Pelzmantel. Pflaume mit Nüssen in Sauerrahm. Zwei sowjetische Gerichte, die ich mit nach Deutschland genommen habe und immer an Silvester zubereite. Bald kommen die Gäste. Deutsche und Ukrainer*innen. Einheimische und Geflüchtete. Früher haben meine Ehefrau und ich um 22.00 Uhr begonnen zu feiern. Zuerst Silvester nach Moskauer Zeit, eine Stunde später nach Kyjiwer Zeit, erst dann tranken wir auf das deutsche neue Jahr. Diesmal beginnen wir um 23.00 Uhr. Wir werden um 22.55 Uhr unseren Beamer einschalten und uns Selenskyjs Rede anhören. Am Ende werden wir alle »*Slawa Ukrajini, Herojam slawa*« ausrufen. Auch diejenigen, die kein Ukrainisch können. Und danach »*S Novym rokom*«.

Girlanden leuchten in den Fenstern der Nachbar*innen. Wir sollen nicht vergessen, unsere bunten Glühbirnen und Kerzen – gelb und blau – aus dem Kämmerchen zu holen. In diesem Jahr die beliebteste Farbkombination. Ich skype mit meinem Vater. Auf die Frage, ob es was Neues gibt, antwortet Papa, dass er einen neuen Fernseher gekauft hat, noch größer als der davor. Vielleicht war der vorige nicht mehr in der Lage, die Realität zu überschreien, sein Bild von der Welt so auszustrahlen, dass jede*r weiterhin an dessen Wahrhaftigkeit glaubte. Aber der neue, der große, der kann es. Wie viele russische Kriegsverbrechen ist er imstande zu vertuschen? Wann wird Papa gezwungen sein, nach einer neuen Marke, nach einem noch größeren Fernseher zu suchen? Ich sehe die Spiegelung des Fernsehers in Papas Brille und ich sehe Putin in diesem Fernseher. Ich bitte Papa, entweder den Fernseher auszuschalten oder seine Brille abzunehmen. Er nimmt die Brille ab.

Die elektronische Uhr zeigt die letzten Stunden vom Jahr 2022, die letzten Stunden von Tag 331. Seit dem 24. Februar haben alle Tage dieses Jahres zwei Ordnungszahlen: der wievielte Tag des Monats, der wievielte Tag der russischen Invasion. Vielleicht dachte die Presse, die diesen Kriegstagen sofort, von Anfang an, Seriennummern gab, dass es wie der fünftägige Krieg in Georgien werden würde. Mein Vater sagt, dass der Donbas-Krieg am 2. Juni 2014 begann, als die ukrainische Armee das Regierungsgebäude der Separatisten von Luhansk in die Luft sprengte. Meine ukrainischen Freund*innen meinen, dass er am 12. April 2014 begann, als der russische FSB-Offizier Igor Strelkow-Girkin mit seinen Soldaten die ukrainische Grenze überquerte und Slowjansk einnahm. Für mich aber hatte jener Krieg keinen Anfang. Irgendwann wurde klar, dass er schon lange da ist. Aber dieser Krieg jetzt hat einen Anfang, den Tag kennt die ganze Welt. Bedeutet dies, dass es bei jenem Krieg, der keinen Anfang hatte, deswegen auch kein Ende gab, und dieser Krieg genau aus diesem Grund doch ein Ende haben wird? In einer Textnachricht erkundige ich mich bei meinem Mieter nach meiner Wohnung in Kyjiw, wo ich sechs schlichte Jahre meines Studiums und anderthalb unerträgliche Jahre meiner Liebe verbracht habe. Die Wohnung liegt in dem Bezirk, der am häufigsten von Raketen getroffen wird, nicht weit vom SBU. Die Wohnung steht noch, antwortet er nach einer Pause. Ich weiß nicht, ob ich insgeheim gehofft habe, dass sie nicht mehr existiert.

Etwas nervös reibe ich die Rote Beete für die vorletzte Salatschicht, danach kommen die gekochten Eier und Erbsen als Garnierung. Ich schaue wieder auf die Uhr und versuche, mich zu beeilen. Ich habe zu spät angefangen, das Essen vorzubereiten. Ich hatte heute eine Deadline. Bis zum späten Abend habe ich an einem Drehbuch für einen Workshop gearbeitet. Neben meinem Foto und Namen stehen zwei Länder: Germany and Ukraine. Als ich mich beworben hatte, sollte ich eine Frage an eine*n Filmemacher*in aus meinem Land formulieren. Ich entschied mich für Kira Muratowa, eine sowjetisch-ukrainische Regisseurin, die 2018 gestorben ist.

Dear Kira, back in 2014 you supported the Maidan and the Ukrainians' desire for freedom, but you called yourself a pacifist (like I used to call myself). You said: »No territory – let it be called the Motherland – deserves people to be killed because of it«, and that there can be no creative impulse

here. What would you do now? Would you still consider yourself a pacifist like some Western feminists? Or would this war leave no space for your pacifism, like for many Ukrainians? Would you still find it impossible to make films during the war?

In meinem Drehbuch geht es um den Krieg. Seit fast einem Jahr geht es immer nur um den Krieg, egal, in welcher Sprache ich schreibe. Ich schreibe fehlerhaftes Deutsch, wie in diesem Moment. Ich schreibe fehlerhaftes Ukrainisch, wenn ich Artikel über ukrainische Filme auf Festivals schreibe. Ich schreibe fehlerhaftes Englisch, wenn ich mich für etwas bewerbe. Auf Russisch schreibe ich fehlerfrei. Aber ich schreibe nicht mehr auf Russisch. Das ist vorbei.

Ich koche und meine Frau wählt eine Playlist aus. Bald kommen meine ukrainischen Freundinnen. Ich habe sie vor Jahren über Zemfira, eine russische Rocksängerin kennengelernt. Wir waren 18. Wir waren Fans. Wir schrieben einander Briefe, weil wir in verschiedenen Städten in der Ukraine wohnten, und besuchten ihre Konzerte mit rosa Luftballons, auf denen unsere Nicknames und der Buchstabe Z gemalt war. Überall. Unsere Körper und Notizbücher waren mit Zs übersät. Viele Jahre brachten wir diesen Buchstaben nur mit Zemfira in Verbindung. Am 24. Februar 2022 haben wir uns davon verabschiedet: Als dieser Buchstabe sich über die russischen Staatsmedien verbreitete, auf Panzer kletterte, in Militärflugzeuge stieg, sich in Mehrfachraketenwerfersysteme quetschte und in die Ukraine flog. An diesem Tag hat Zemfira ihr in Moskau geplantes Konzert nicht abgesagt. Sie hat die Illusion normalen Lebens nicht brechen wollen. Das haben ihr meine ukrainischen Freundinnen, die lange Zeit ihre Fans waren, nicht verziehen. Zemfira ist danach aus Russland geflohen und hat öffentlich Stellung bezogen gegen die russische Aggression. Vor Kurzem war ich auf ihrem Konzert in Berlin. Ich denke, meine ukrainischen Freundinnen, haben das Recht, Zemfira zu verurteilen. Ich nicht. Sie wissen, wie Luftalarm und Explosionen klingen. Ich weiß es auch. Aber anders. Mir wurden diese Töne von Freundinnen beschrieben, und danach von deren Kindern, die es ganz anders, in anderen Oktaven sangen. Die Ausstellungen und Theateraufführungen, die ich in Berlin besucht habe, die vom Krieg erzählten, beginnen oft mit der Imitation von Sirenen. Bedeutet das, dass ich Luftalarm gehört habe?

Draußen explodieren die Silvesterraketen. Ich reagiere gelassen. Ich verstecke mich nicht unter dem Tisch. Die Freundin, die bald mit ihren Kindern kommt, schreibt mir eine Nachricht: Ihr kleiner Sohn sitzt im Flur – er hält sich an die »Zwei Wände«-Regel, da gibt es größere Überlebenschancen während eines Raketenangriffes. Ich schneide ein Baguette auf und beschmiere es mit Butter. Dazu wird auch roter Kaviar kommen. Deutsche Freund*innen sollen ihn bald mitbringen. Ich konnte ihn nicht selbst kaufen, weil ich nicht mehr in russische Läden gehe. Wie viele von diesen »Nicht-mehrs« gab es im Jahr 2022? Ich arbeite nicht mehr mit Russland zusammen, ich lese keine russische Literatur mehr, ich schaue keine russischen Filme mehr, ich kommuniziere nicht mehr mit gewissen russischen Bekannten, ich antworte meinen Kyjiwer Freund*innen nicht mehr auf Russisch, wir sprechen nur noch Ukrainisch. Ich weiß nicht mehr, wann ich wieder nach Hause kommen kann, auf die Krim. Wann wird es diese »Nicht-mehrs« nicht mehr geben? Welche werden nach dem Ende des Krieges annulliert? Welche werden für immer bleiben? Heimweh besteht aus zwei Teilen: »Heim« erinnert dich an den Abstand, »weh« – an die Unmöglichkeit, dahin zu gehen, wo dein Heim ist. Ich lebe schon lange nicht mehr auf der Krim, aber erst jetzt habe ich verstanden, was Heimweh eigentlich ist. Erst jetzt gibt es Weh. Das ganze Jahr lang fuhr ich an fremde Meere. Alle diese Meere sind salziger als mein Schwarzes Meer. Wärmer. Völlig unbekannt. Aber sie sind zugänglich. Sie sind nicht besetzt. Ich habe Meerweh.

An Weihnachten spielten wir Scharade. Jemand bekam die Wortverbindung »Russlandsanktionen«. Eine Frau aus der DDR. In der Schule hatte sie Russisch gelernt. Früher zählte sie mir oft die russischen Wörter auf, an die sie sich noch erinnerte, sang sowjetische Lieder über Pioniere und sprach mit mir über russische Literatur. Seit dem Krieg führe ich diese Gespräche nicht mehr. Jetzt stellte sie das Wort »Russisch« durch den Tanz dar: zuerst durch russischen Volkstanz, danach Ballett. Aber niemand verstand es. Dann zeigte sie auf mich, ich sollte das Wort »Russisch« symbolisieren, aber sie winkte sofort ab: Nein, vergesst es, es stimmt nicht. Sie gab den Versuch auf, »Russisch« zu erklären, und wandte sich dem Wort »Sanktionen« zu. Sie zerlegte es in Silben. Die Finger zu einem Kreis geformt, hob sie die Hände über ihren Kopf, um einen Heili-

genschein zu bilden. Ich verstand, was sie meinte: Sankt – heilig. Aber niemand erriet das Wort. Sie musste aufgeben. Und ich fragte: Warum hast du russische Kunst und Heiligkeit gezeigt, statt Waffen, Bomben, Raketen und Tod?

Meine deutschen Freund*innen trauern um die große russische Kultur. Egal, wie viel wir über den Krieg reden, das Gespräch kommt immer wieder auf die russische Kultur. Sie sei nicht schuld am Krieg. Als ob meine deutschen Freund*innen, nicht ich, in der Schule zehn Jahre lang fünfmal pro Woche russische Literatur gelernt hätten und nur einmal ukrainische Literatur, und das auch nur in den letzten beiden Schuljahren. Als ob sie, und nicht ich, von der russischen Literatur geprägt wären von Kopf bis Fuß. Als ob für sie, und nicht für mich, die beiden wichtigsten Personen im Leben Vertreterinnen dieser Kultur wären. Aber nicht ich, sondern sie sind es, die diese große Kultur beweinen. Mit den Namen Dostojewski und Tolstoi endet jedes unserer Gespräche über den Krieg. An dieser Stelle steige ich immer aus.

Meine Hände sind pflaumig. Schwarz. Ich dekoriere den Nachttisch mit Granatapfelkernen und wasche meine Hände. Jetzt sind sie wieder sauber, beige. Ich schreibe meinen Kyjiwer Freund*innen auf Telegram. Seit fast einem Jahr wünschen wir einander immer dasselbe, egal ob es Silvester, Geburtstag oder Ostern ist – den Sieg. Aber unsere Vorstellung vom Sieg ändert sich beinahe jeden Monat, mit jeder Zerstörung, mit jedem befreiten Gebiet. Meine Freund*innen werden Silvester in einer Kyjiwer Bar feiern. Sie befindet sich im Untergeschoss und ist gleichzeitig ein Luftschutzbunker. Für alle Fälle, sagen sie. Wir müssen damit rechnen, dass Russland in der Nacht zum 1. Januar 2023 mit Raketen angreifen wird.

Ich scrolle durch Instagram. Ein Flashmob – alle posten Fotos von 2022, die in den letzten Tagen vor der Invasion entstanden sind. Ich schaue bei mir nach. 13. Februar, Premiere eines Films, den meine Ehefrau und ich gemacht haben. Fotos von der Pressekonferenz, von der Premiere, vom feierlichen Abendessen. Ich bin mal allein, mal mit meiner Frau, mal mit dem Filmteam. An dem Tag hatte ich morgens die Nachrichten gelesen und spontan beschlossen, nicht das anzuziehen, was ich mir am Abend zuvor vorgenommen hatte, sondern die ukrainische **Wyschywanka**. Ich

hatte sie 2014 in Kyjiw auf dem Andrijewskij uswis gekauft – sofort nach dem Maidan. Was genau hatte an diesem Tag in den Nachrichten gestanden? Warum war es mir an diesem Morgen so wichtig, meine Zugehörigkeit zu der Ukraine zu zeigen, meine Haltung zu betonen? War bereits klar, dass der Krieg unvermeidlich ist? Ich weiß es nicht mehr.

Unter diesen Fotos stehen Kommentare mit Glückwünschen zu unserer Premiere. Manche wurden von Menschen geschrieben, mit denen ich nun schon fast seit einem Jahr nicht mehr rede. Sie sind trotz des Krieges in Russland geblieben. Sie schweigen oder reden weiter über Literatur, Filme, Philosophie, Feminismus und weibliche Orgasmen. Einen Kommentar hatte ich gelöscht. Aber aus einem anderen Grund. Er war auf Ukrainisch. Ihn hat eine Frau geschrieben, die einmal immense Macht über mich gehabt hatte und viele Jahre namenlos für mich geblieben war. Sie war alles. Sinn meines Lebens und meiner Träume. Grund meiner Worte und meiner Stummheit. Die treibende Kraft für meine Umzüge und Verwandlungen, für meine Fragen an die Welt und an mich selbst. Um diese Frau wird es in diesem Buch gehen. Aber eigentlich nicht um sie.

Welches Recht hast du, über dein Glück zu schreiben und eine ukrainische Wuschywanke zu tragen? Hast du dieses Land mit deinem eigenen Körper verteidigt? Ich verbiete es dir für immer. Du bist nicht einmal Ukrainerin. Dass du den ukrainischen Pass hast, bedeutet nichts. Du hattest sogar ein Heft mit Putin. Wenn du es vergessen hast, gibt es mich, die es immer noch weiß. Ein Mensch kann sich nicht ändern – das hat mich meine Lebenserfahrung gelehrt. Und du konntest es auch nicht. Falls wir uns wieder irgendwo begegnen, dann bist du tot. Bis dahin werde ich überall hingehen und allen erzählen, wer du bist.

Sie weiß nicht, dass ich es bereits getan habe. Ich habe alles in diesem Buch erzählt. So aufrichtig, wie ich nur konnte, und soweit mein Gedächtnis es mir erlaubt. Fünfzehn Jahre habe ich dafür gebraucht. Dieser Text ist von der Zukunft verwundet. Wenn ich seine Kapitel jetzt wieder lese, möchte ich alles infrage stellen. Nicht nur ich und meine Ansichten haben sich verändert, sondern auch die Ortsnamen oder ihre Schreibweise. Dieser Text ist wie eine Stadt, in der man überall Inschriften darüber sieht, was hier zerstört wurde.

Mein Lebenslauf? Eher mein Lebensstolpern. Lebensstehenbleiben, Lebensrunterfallen, Lebensaufbau, Lebenssprung.

Das Buch erscheint auf Deutsch, eine Sprache, die weder diese Frau noch meine Familie auf der Krim kann. Dieser Sprache, die mich geherbergt und behütet hat, bin ich dankbar.

2005-2008

Nimm dich – mich! – zusammen

Wie du habe ich mir ein untröstliches Erinnern gewünscht,
ein Erinnern der Schatten und der Steine.

MARGUERITE DURAS, *Hiroshima mon amour*

* * *

Sie saßen ständig in Cafés. Tee, Kaffee, in ihrer Langeweile manchmal auch Glühwein. Sie beide hassten Cafés, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen: Die eine, weil ein Café ihr Zeit raubte, die andere, weil es ihr sie raubte. Das identische Pronomen »sie« tilgte jede Grenzlinie, schuf die Illusion, zwischen ihnen bestünde kein Unterschied. Doch den gab es.

Tagtäglich saßen sie in irgendeinem Café. Zwischen ihnen der Tisch, der Aschenbecher, Tassen, Gläser, Worte und Schweigen. Kein Bissen wollte die Kehle hinunter. Gewöhnliches Essen verursachte bloß Brechreiz. Ebenso wie die Sinnlosigkeit dieser Begegnungen. Immerhin überlagerten die Gerüche an diesem Ort vorübergehend all die verhassten Gerüche: die von fremden Küssen und eigener Hysterie.

Sie saßen im Café, umgeben von anderen Menschen, in deren Anwesenheit es peinlich gewesen wäre, laut über das zu sprechen, was zählte: ob es sie überhaupt noch gibt, ihre Gefühle. Ob sie nicht längst vergeudet ist, ihre Zeit. In solchen Momenten hätten sie einander gern in Ausländerinnen verwandelt, damit nicht sie, sondern allein die unbekannte Sprache schuld an ihrer Entfremdung war. Doch ihre Muttersprache einte sie wie zum Hohn: Russisch bei der einen, Russisch bei der anderen. Nur die fremden Gesichter um sie herum rechtfertigten ihr Schweigen mithin.

Sie saßen im Café wie in Untersuchungshaft und hassten alles: die Cafés, die Sprache, die Menschen, die Getränke, sich. Dieses Gefäng-

nis einer vereinsamten Menschenmasse. Am liebsten hätten sie nach ihrer mit heißer Flüssigkeit gefüllten Tasse gegriffen und mit der kochenden Brühe das Innenleben all der zahllosen Einrichtungen verbrüht, das Interieur all der verhassten Bars mit Pusteln und Brandblasen überzogen. Zu gern hätten sie das. Aber am Ende trug nur die eigene Leber davon Schaden.

Auf diese Weise klang ihre Geschichte aus. Zumindest glaubten sie das. Glaubten, dies wäre das Ende.

Wann war das? In welchem Jahr?

Und wer von ihnen ist sie? Wer ich?

* * *

Das war die erste Seite eines Textes, den ich 2007 geschrieben hatte. Damals wusste ich noch nicht, dass jene Worte vom Ende lediglich den Beginn eines langen Weges markierten, der sich über viele Jahre hinziehen sollte. Wann immer ich rein zufällig auf diese Datei in meinem Notebook stieß und den Text noch einmal las, hätte ich ihn am liebsten gelöscht. Doch er hat um sein Existenzrecht gekämpft und überlebt. Deshalb weiß ich nach wie vor, wie das Gefühl damals von innen aussah. Was ich mir erst noch vergegenwärtigen muss: Wie sah es von außen aus? Wer war ich damals?

Eine Philologiestudentin. Banaler ging es kaum.

Es schien mir, dass man aus Verzweiflung Philologie studiert, wenn man nicht weiß, was man mit dem eigenen Leben anfangen soll. Sprachen interessierten mich zu diesem Zeitpunkt kaum. Wie auch alles andere mich nicht interessierte, von der Rocksängerin Zemfira abgesehen. Meine Ohren waren mit Kopfhörern verwachsen, meinen Körper bemalte ich mit dem Buchstaben Z, mein Studium des Lebens folgte ihren Regeln: *Worauf es ankommt, ist, nicht den Code zu switchen und sich nicht zur Hure machen zu lassen*. Da es nun mal noch kein Institut für Zemfirologie gebe, wie mir meine Mutter sagte, solle ich mir bitte etwas einfallen lassen. So habe ich mich für Germanistik eingeschrieben und wurde dann zur Musterstudentin. Nicht etwa, weil mich die Fächer begeistert hätten – Stilistik, Lexikologie, Sprachgeschichte, Sprachtheorie, deutsche Gram-

matik, Latein, antike Literatur und das Mittelalter –, sondern einfach, weil ich es so gewohnt war: auf Einsen zu lernen. Mich von nichts ablenken zu lassen. Zu tun, was gesagt wird. Erst Vertrauen aufbauen, dann Erwartungen rechtfertigen. Die Semester absolvierte ich problemlos. Wegen meiner guten Leistungen im Unterricht war ich von den meisten Prüfungen befreit. Vor allem in den Fächern, in denen ich auf Ukrainisch während der Prüfung Rede und Antwort hätte stehen müssen, setzte ich alles daran, Bestnoten zu erhalten. Als Studentin von der Krim konnte ich keinen einzigen Satz anständig auf Ukrainisch formulieren, so fremd war mir die Sprache. Und wenn die Dozentinnen in ihren Vorlesungen so hingekissen über deutsche Phonetik sprachen, als gäbe es nichts Interessanteres im Leben, beschäftigte mich nur ein Gedanke: ob sie vor ihrem Tod noch begreifen, dass es hier bloß um Phonetik geht, um irgendwelche Laute, um Knacklaut, Umlaut und Nasal. Dass es im Leben viel wichtigere Dinge gibt, denen sich zu widmen lohnen würde. Welche – das wusste ich damals leider auch nicht.

Großstädte verderben Kleinstädter, jene, die aus kleinen Orten kommen, aus kleinen Welten und von kleinen Meeren. Sagt man. Aber für mich, war ich mir sicher, würde das nicht gelten. Während der ersten vier Jahre in Kyjiw bin ich die geblieben, die ich war: keine schlechten Angewohnheiten, kein Alkohol, keine Dates. Wann immer es ging, kaufte ich mir eine Fahrkarte nach Hause, kehrte auf die Krim zurück, zu meinen Eltern, an mein Meer. Kyjiw fand ich kalt und abweisend. Im Grunde kannte ich es überhaupt nicht. Nur die Uni, den Weg dorthin – die einzige fest eingeprägte Aussicht aus dem Busfenster.

Doch manchmal kaufte ich statt einer Fahrkarte auf die Krim eine in irgendeine andere ukrainische Stadt, wenn Zemfira dort ein Konzert gab, in Charkiw vielleicht, in Saporischschja, Donezk, Odessa oder Dnipropetrowsk, das im Jahr 2016 im Rahmen des Entrussifizierungsprogramms in Dnipro umbenannt werden sollte. Dann stand ich in Konzertsälen, Stadien, Clubs, mit nervös klopfendem Herzen und einem rosa Luftballon, darauf mit schwarzem Edding der Buchstabe Z und mein Nickname. Durch Zemfiras Auftritte machte ich mir ein Bild von der ukrainischen Geografie.

Schließlich kam das letzte Jahr an der Uni. Was ich danach machen

würde, wusste ich nicht. Außer Deutsch hatte ich nichts gelernt. Was aber konnte mir das nutzen?

Die Seminare zur ukrainischen Literatur und Postmoderne sollte im vorletzten Semester eine junge Dozentin übernehmen. Das gefiel mir nicht, junge Lehrkräfte waren mir suspekt, denn dass jemand kompetent sein könnte, ohne Erfahrung zu haben, glaubte ich nicht. Ich bin unbedingt für die Vertikale. Irgendjemand muss über mir stehen, das aber mit gutem Grund. Obendrein interessierte mich die ukrainische Literatur nicht. Bei der Postmoderne sah das anders aus.

Am ersten Tag kehrte ich gerade von einem Konzert aus Dnipro zurück. Im Zug hatte ich kein Auge zugemacht. Noch immer klangen mir alle Songs im Ohr, sah ich noch immer das Gesicht am Mikro, durch Spots erhellt. Und ich wollte nichts anderes hören als diese Lieder. Nichts anderes sehen als dieses Gesicht. Ich spielte mit dem Gedanken, zu Hause zu bleiben und die erste Veranstaltung zu schwänzen. Ich überwand mich: Wenn ich den Einstieg verpasste, würde ich die Theorie der Postmoderne nie durchdringen. Der Begriff selbst hatte für mich keinerlei Verbindung mit der Realität. Die Zeit, in der ich lebte, schien keine eigene Bezeichnung zu verdienen. Im Grunde glaubte ich, es gäbe überhaupt keine Zeit ...

... Und dann läutet es zum Unterricht. Alle sind vorm Seminarraum. Niemand weiß, wie sie aussieht. Als ich mich umschaue, bemerke ich eine Gruppe, die aus dem Fahrstuhl steigt. Studentinnen, junge Frauen, und ein paar Professorinnen. In dieser Gruppe entdecke ich sie, eher eine Studentin als eine Dozentin. Ich verkünde: Das ist sie. Woher weißt du das denn?, fragen die anderen. Von mir nur ein Achselzucken. Ich weiß es halt. Sie betritt den Raum. Ihr Rucksack landet auf dem Fußboden, mit einer Hand fährt sie sich durch ihr kurzes, kastanienbraunes Haar. Ein ironischer Blick auf uns. Ich sitze in der ersten Reihe. Sie riecht nach Tabak und Parfüm. Beides kam für mich nie infrage. Schon als kleines Mädchen habe ich mir geschworen, niemals eine Zigarette anzurühren. Parfüms wiederum finde ich zu körperlich, zu weiblich, zu verführerisch. Sie sind mir einfach fremd.

Am Daumen der Dozentin prangt ein Ring, genau wie bei Zemfira – und vielleicht bei mir. Ja, vielleicht. Ich vermute, dass ich auch so einen Ring hatte. Obwohl ich mir nicht sicher sein kann. Ich weiß noch genau,

Auf folgende vorliegende Übersetzungen wurde zurückgegriffen:

S. 33: »Ich liebe Sie. / Für dieses Zitternde ...«, aus: Marina Zwetajewa, *Lob der Aphrodite*. Aus dem Russischen von Ralph Dutli. Wallstein 2021. | **S. 98:** »Gewiss können wir weiter unsere Geschichten erzählen ...«, aus: Judith Butler, *Kritik der ethischen Gewalt*. Aus dem Englischen von Reiner Ansen und Michael Adrian. Suhrkamp 2007, S. 53. | **S. 125:** »Man erwartet, dass es andere Dinge sind, die die Menschen retten...«, aus: Alessandro Baricco, *Oceano mare*. Aus dem Italienischen von Karin Krieger. Atlantik 2016 (Piper 2000), S. 114. | **S. 208:** » Ich sah, wie er Sie auf den Mund küsste – auf den Hals ...«, aus: Peter Greenaway, *Der Koch, der Dieb, seine Frau und ihr Liebhaber*. Drehbuch. Aus dem Englischen von Michel Bodmer. Haffmans Verlag 1989, S. 152, 163. | **S. 303:** »Ganz allgemein gesagt, ist es immer nötig, dass die Umstände, unter denen die Worte geäußert werden...«, aus: John Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*. Aus dem Englischen von Eike von Savigny. Reclam 1972, S. 29. | **S. 317 f.:** »Historisch hat sich die Rede vom Krieg stets eines hohen Tons bedient...«, aus: Toni Morrison, *Selbstachtung. Ausgewählte Essays*. Aus dem Englischen von Thomas Piltz, Nikolaus Stringl, Christiane Buchner, Dirk van Gunsteren und Christine Richter-Nilsson. Rowohlt 2020, S. 44 ff. | **S. 409 f.:** »Ihr seid Millionen. Wir – Legion, Legion, Legion! ... / Russische Sphynx. Traurig vor Freude toll, ...«, aus: Alexander Blok, *Lyrik und Prosa*. Aus dem Russischen von Heinz Czechowski. Volk und Welt 1982.

Playlist zum Buch:



Erste Auflage Berlin 2024

Copyright © 2024

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH | Großbeerenstr. 57A | 10965 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen | Layout und Satz: Hermann Zanier,
Berlin | Druck und Bindung: Pustet, Regensburg | Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-0983-2

www.matthes-seitz-berlin.de